

# GERMAN RESOURCES ON THE MARIANA ISLANDS DIGITAL LIBRARY

*compiled by Dirk HR Spennemann*

**842. Seidel, Heinrich. 1903. "Saipan, die Hauptinsel der deutschen Marianen." [Saipan, the main German Island]. *Globus* 86, pp. 278–282.**

Overall positive description of the island, based on a brief visit by Seidel in 1902. Describes Garapan and comments on the differences between Chamorro and Carolinians. Includes comments on the agricultural experimentation carried out by Fritz, social customs, and environmental conditions. Costenoble's farm is described. On the whole the paper is designed to boost immigration by Germans.

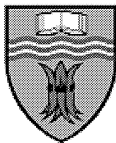
---

Source of Annotated Bibliography Entry:

Dirk H. R. Spennemann (2004) *An Annotated Bibliography of German Language Sources on the Mariana Islands*. Saipan, Commonwealth of the Northern Mariana Islands : Division of Historic Preservation. ISBN 1-878453-71-8.

The German Resources on the Mariana Islands Digital Library is a project jointly supported by:

**CHARLES STURT**  
UNIVERSITY



The Johnstone Centre,  
Charles Sturt University,  
Albury, Australia



Northern Mariana Islands  
Council for the Humanities,  
Saipan, CNMI



Historic Preservation  
Office,  
Saipan, CNMI

Männer sowohl als Weiber sind gut gewachsene, durchschnittlich mittelgroße Figuren, erstere zum Teil mit enormer Muskulatur. Die vier genannten Völkerschaften sprechen dieselbe Sprache; bei den Baluë und Bakundu machen sich jedoch gegenüber den anderen beiden einige Unterschiede bemerkbar, wie mir die Dolmetscher versicherten; auch sind einige Worte bei den verschiedenen Stämmen direkt verschiedenartig, wie aus folgenden Beispielen hervorgeht:

	Vater	Hund	Nase
Baluë . . . . }	täta	mba	ndu
Bakundu . . . }			
Ngolo . . . . }	söse	mfa	mofiki
Batanga . . . }			

Ihre Tätowierung ist gleichartig, und zwar besteht sie bei allen vier Stämmen aus einem kreisrunden Male in der Nähe der Schläfen (Abb. 7); Batanga und Ngolo haben meist noch drei Striche zwischen den Augenbrauen eingeschnitten, die sich aber hier und da auch bei den Bakundu und Baluë finden, so daß man nicht in der Lage ist, äußerlich den Stamm des einzelnen Mannes mit Sicherheit zu erkennen. Die Tätowierung wird im Kindesalter von der vorsorglichen Mutter mit einem glühenden Holzstift besorgt, um das Kind vor Erkrankungen des Kopfes zu schützen. Jedoch scheint die Eitelkeit auch eine Rolle hierbei zu spielen; jedenfalls sind die Tätowierungen der Weiber meist viel sorgfältiger ausgeführt als diejenigen der Männer. Nur ganz vereinzelt habe ich bei Weibern auch noch Ziernarben am Leibe und an den Armen bemerkt, die ein Muster darstellten.

Die beiden inneren Schneidezähne des Oberkiefers werden meist, besonders bei den Frauen, spitz zugefeilt; diese Operation, die durch alte Weiber mittels eines Messers oder ähnlichen Instruments ausgeführt wird, dient nur Schönheitszwecken.

Kleidung. Über die Kleidung der Leute vor dem Erscheinen der Europäer in der Kolonie habe ich

nichts feststellen können; ich vermute aber, daß sie sich selbst Hüftschürzen aus einer Art Flachs gewebt haben, da Weberei auch heute noch betrieben wird, oder daß sie sich solche aus Bast flochten. Auch jetzt noch sind bei ihren Tänzen Hüftschürzen oder auch ganze Gewänder aus Bast und anderen Pflanzenstoffen im Gebrauch; Weberahmen waren überall zu finden. Ich glaube, daß sie schon seit langer Zeit, wenn auch durch Zwischenhändler, in Verbindung mit den Faktoreien an der Küste stehen; jedenfalls scheint sich die Rechnung nach „Stücken Zeug“ sozusagen als Maßeinheit völlig eingebürgert zu haben. Als kleinere Scheidemünze — wenn man so sagen darf — war Salz im Gebrauch, das, in Packhüllen aus Bast oder sonstigem Geflecht verpackt, stark mit Sand untermischt überall in den Hütten zu finden war; es stammt aber nicht aus dem Lande selbst.

Während die Kinder (Abb. 8) meist nackt gehen, besteht die Kleidung der Erwachsenen jetzt gewöhnlich in einem verhältnismäßig kleinen Hüfttuch (Abb. 9); größere Tücher, die die Brust verdecken, oder Kopftücher bei den Weibern, wie man sie bei den Küstenstämmen findet, habe ich nur äußerst selten bemerkt, dagegen sind auch hier abgelegte europäische Anzüge, Missionarsröcke, Filz- und Strohhüte, Zipfel- und Nachtmützen, sowie besonders die bunten englischen Uniformen sehr beliebt. Ein gewebtes Hemde mit kurzen Ärmeln besitzt jeder einigermaßen wohlhabende Mann. Beinkleider werden nicht getragen, ebenso findet man die Badehose nur selten. Alle Leute gehen barfuß.

Auffallend ist es, wie rücksichtslos mit den Kleidern umgegangen wird, obwohl sie doch einen hohen Wert in den Augen des Besitzers haben. Sobald sie ein neues Bekleidungsstück erhalten, legen sie es baldmöglichst an, und ob sie durch einen Fluß waten, sich auf den feuchten Lehm Boden setzen, ihr schmutziges Vieh einfangen und schlachten oder auf Bäume klettern müssen, ist ihnen ganz gleichgültig; ein Haushalten mit ihren Kleidern kennen sie nicht. (Fortsetzung folgt.)

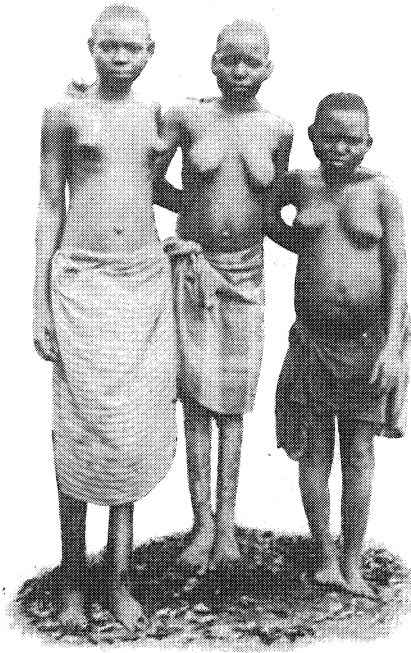


Abb. 9. Junge Ngolomädchen.

## Saipan, die Hauptinsel der deutschen Marianen.

Von H. Seidel. Berlin.

Von unseren pazifischen Kolonien hört man im allgemeinen nur wenig, am wenigsten allerdings von den weitverstreuten Inselreichen Deutsch-Mikronesiens, die heute außer der Kopra noch keine besonderen Werte auf den Markt zu liefern vermögen. Trotzdem wächst ihre Bedeutung für uns von Jahr zu Jahr, selbst wenn sich ihr wirtschaftlicher Aufschwung nicht so schnell vollziehen sollte. Das erklärt sich leicht aus ihrer verkehrsgeographischen Lage, namentlich aus der Wichtigkeit, die gewisse ihrer Glieder für die teils geplanten, teils im Bau befindlichen Südseekabel besitzen. Von großem Belang ist ferner, daß ihr Klima ungeachtet der äquatornahen Lage ein sehr günstiges und für den Weißen durchweg erträgliches genannt werden muß. Schwere

Naturereignisse, wie Erdbeben, Orkane oder lange Dürren, treten verhältnismäßig selten auf und richten bei der isolierten Lage der meisten Landkörper nur beschränkten örtlichen Schaden an. Wo reichlicher Wohnraum, guter Boden und auskömmliche Bewässerung vorhanden sind, stehen demnach der Niederlassung deutscher Ansiedler keinerlei Hindernisse entgegen.

Am ehesten scheinen die bisher fast ganz übersehenen Marianen als Wanderziel in Frage zu kommen, vorab die zum Teil gebirgige, von mehreren Bächen und Flüssen durchrieselte Hauptinsel Saipan, deren Betrachtung wir die nachstehenden Zeilen widmen wollen. Wie eine vorläufig nur handschriftlich vorhandene Triangulationskarte, aufgenommen durch den kaiserlichen Bezirksamtman

Fritz, verrät, erstreckt sich Saipan schmal und lang mit vielgezackter Uferlinie hauptsächlich von Nordnordost nach Sudsudwest. Etwa in der Mitte erfährt es eine plotzliche Verbreiterung, da hier eine nicht unerhebliche Bergkette auftaucht, deren höchste Spitze erst bei 466 m abbricht. Das ist der früher fast allgemein als Vulkan bezeichnete Tapochao, der aber wahrscheinlich, wie die Insel überhaupt, nur aus gehobenem Madreporenkalk besteht. Denn Saipan gehört mit Guam, Rota, Aguigan, Tinian und Medinilla zur südlichen Marianengruppe, die bis zu den Gipfeln hinauf mit korallinen Bildungen bedeckt ist. Darunter wird allerdings ein Eruptivkern angenommen, obschon dessen Dasein zurzeit noch nicht einwandfrei nachgewiesen ist. Die nördliche Gruppe oder das Reich „Gani“, wie es die alten Bewohner nannten, setzt sich dagegen völlig aus vulkanischen Massen zusammen. Die Berge steigen kegelförmig bis zu 500 und 800 m empor, sind in einen Mantel von Laven, Aschen und Schlacken gehüllt, und mehrere ihrer Krater befinden sich fast unausgesetzt in lebhafter Tätigkeit. Der Archipel hat daher häufig von Erdbeben zu leiden, die nicht bloß die hohen Inseln heimsuchen, sondern bisweilen auch auf der südlichen Reihe, wo man größeren Erdstößen vermutet, in heftiger Weise auftreten. Das beweist aus jüngster Zeit das Erdbeben vom 22. September 1902, das sich bis zu den Karolinen fühlbar gemacht hat. Selbst das weit nach Osten vorgeschobene Ponapé wurde an demselben Tage, wie Saipan und Guam, zum ersten Mal seit Menschengedenken merklich erschüttert. Am ärgsten hat Guam zu leiden gehabt, namentlich die Hauptstadt Agaña. In Saipan begannen die wellenförmigen Stöße vormittags bald nach 11 Uhr und währten, von unterirdischem Rollen begleitet, etwa eine Minute. Die Stöße wiederholten sich teils am 22. September, teils an den folgenden Tagen, zuletzt am 10. Oktober, doch mit immer geringerer Stärke und Dauer. Verluste an Menschenleben oder Verletzungen waren nicht zu beklagen; auch der Materialschaden blieb unbedeutend. Insbesondere haben die neuerrichteten Dienstgebäude weder in Saipan, noch in Rota irgendwelche Beschädigung erfahren.

Der Boden Saipans steigt bereits am Nordgestade ziemlich rasch zu einzelnen Bergen auf. An diese schließen sich weitere Erhebungen an, die zu der schon erwähnten Querkette leiten, jenseits welcher eine allmähliche Abflachung zur Küstenebene und dem sandigen Strandgürtel eintritt. Das Ackerland wird als im ganzen fruchtbar gerühmt, obschon es nur wenig tiefgründig ist. Der Ufersaum eignet sich namentlich für Kokosplantagen, für deren Gedeihen die Seeluft und auskömmliche Niederschläge sichere Gewähr bieten. Weiter binnenwärts tritt rötlicher Lehm auf, der im Gebirge in ein dunkles, nur teilweise steiniges, sehr humoses Erdreich übergeht. Da sich die Erhebungen aus korallinem Kalk zusammensetzen, so darf uns das Vorkommen von Höhlen oder Grotten nicht wundernehmen. Solche besitzen auch Tinian und Rota, wo sie schon den alten Chamorro als schützendes Asyl bei Unwetter oder Verfolgung dienten. Auf Saipan dagegen scheinen sie hauptsächlich Begräbnisstätten gewesen zu sein. Der französische Reisende Alfred Marche stieß 1887 bei seinen Untersuchungen vielfach auf menschliche Überreste: Knochen, Schädel, selbst vollständige Skelette, deren eines noch sehr gut erhalten war. Dazwischen fand er etliche eiförmige, an den Enden zugespitzte Steine, jedenfalls Geschosse für die ehemals beliebten Schleudern, und außerdem ein paar Lanzenspitzen, die nach autochthonem Brauch aus menschlichen Oberschenkelknochen hergestellt und auf ihrer ganzen Länge gezähnt waren. Des weiteren sam-

melte er steinerne Hacken und irdene, rötliche Gefäßscherben, die augenscheinlich einen Brennprozeß durchgemacht hatten.

Diese Erkenntnis ist wichtig; denn sie beweist auf neue, daß die Bewohner schon vor Magellan das Feuer gekannt und benutzt haben, während uns Le Gobien und Gemelli (Careri<sup>1)</sup>) das Gegenteil berichten wollen. Der gutgläubige Le Gobien<sup>2)</sup> erzählt sogar, die Marianer hätten das Feuer für ein Tier gehalten, das sich von Holz nahre und einen heißen, verzehrenden Atem habe, vor dem sie sich fürchteten. Dies Märchen mag schon 1521 entstanden sein, als die Spanier bei einer „Strafexpedition“ etliche Hütten in Brand steckten. Weil die Eingeborenen mit dieser Praxis noch nicht vertraut waren, so schrieten sie vor Schrecken und Wut und deuteten unter heftigen Gesten auf das Feuer, und daher, meint man, rühre die Sage von dem „feuerlosen“ Volke. Die Haltlosigkeit dieser Geschichte hat bereits Chamisso<sup>3)</sup> dargetan, desgleichen — und mit noch stärkeren Gründen — der Weltumsegler de Freycinet<sup>4)</sup>, der besonders darauf hinwies, daß die Chamorrosprache seit alters die Wörter: Feuer, brennen, Kohle, Glut, Backofen, rösten, kochen und ähnliche besessen habe.

Gleich den anderen südlichen Marianen war Saipan bis tief in das 17. Jahrhundert dicht bevölkert. Nach den sorgfältigen Erhebungen de Freycinets hat die Insel zu Beginn der spanischen Kolonisation, also um 1665, mindestens 11000 Bewohner gezählt oder fast 60 Köpfe pro Quadratkilometer. Le Gobien gibt sogar 30000 als Gesamtsumme an, ohne indes einen genaueren Beweis für diese Behauptung zu liefern. Da landete im Juni 1668 der fromme, glaubenseifrige Jesuit Luis Diego de Sanvitores, der Sprosse eines der ältesten kastilischen Geschlechter, das den Cid unter seine Ahnen rechnet, auf Guam, beseelt von dem glühenden Wunsche, den stolzen, heidnischen Chamorro das Christentum zu bringen. Leider „folgten ihm Soldaten und Geschütz. Noch vor dem Schlusse des Jahrhunderts war das Werk vollbracht, und diese Nation war nicht mehr! Pacificar nennen's die Spanier.“ So beklagt Chamisso den Untergang des tüchtigen, freiheitsliebenden Volkes, dessen körperlich und geistig degenerierte Nachkommen heute dünn verstreut in armseligen Dörfchen hausen, träge, eingeschüchtert, ohne den Mut und die Kraft ihrer Vorväter, mehr auf Schmausereien als auf Erwerb bedacht.

In dem blutigen Vernichtungskampfe wurde unser Saipan mehrmals von den Spaniern hart getroffen, namentlich 1684/85 in dem furchtbaren Marianeraufstande unter Dschoda, den der Vizegouverneur Don José de Quiroga, einer der besten Männer, die im Archipel gewirkt, nur mit vieler Mühe dämpfen konnte. Damals erlitt auf Saipan der Pater Coomans, aus Antwerpen gebürtig, den Märtyrertod; er war das dreizehnte Opfer, das die Gesellschaft Jesu in dieser Provinz zu beklagen hatte, nachdem 1670, gleichfalls auf Saipan, der erste Blutzeuge, Pater Luis de Medina, von der wütenden Menge gesteinigt worden war. Durch die ewige Kriegesnot, verbunden mit Seuchen und Nahrungsmangel, verminderte sich die Zahl der Eingeborenen in erschreckender Weise. Die gewaltsame Überführung der nördlichen Insulaner auf die Südsinseln beschleunigte den Rückgang nur noch mehr. Schließlich sammelte man die wenigen Über-

<sup>1)</sup> Voyage autour du Monde, Paris 1719, tome V, p. 298.

<sup>2)</sup> Histoire des Isles Marianes etc. Paris 1701, p. 44 und 45.

<sup>3)</sup> Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungsexpedition, zweiter Teil, Bemerkungen und Ansichten (Ausgabe von Heinr. Kurz, 1870) S. 319 mit Note 7.

<sup>4)</sup> Voyage autour du Monde 1817—1820. „Historique“, tome II, Paris 1829, p. 166.

lebenden „zur Erleichterung der Seelsorge“<sup>5)</sup> auf Guam, Rota und Saipan, zuletzt auf Guam allein; aber auch dies Mittel versagte, und die alten, echten Chamorro schwanden reißend dahin. An ihre Stelle rückten spanische Mestizen, Tagalen aus den Philippinen und vor allem Karoliner aus Lamotrek und Ruk und Leute von Palau, denen sich einzelne Chinesen, Japaner und weiße Abenteurer, später auch Sträflinge, zugesellten.

Saipan wurde erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, etwa seit 1815, von neuem besiedelt. In den Bevölkerungstabellen beide Freycinet (II, p. 351) finden sich für 1818 nicht mehr als vier Häuser mit 11 Karoliniern, 9 Männern und 2 Frauen, verzeichnet. Um 1810 muß die Insel noch menschenleer gewesen sein; denn bei der merkwürdigen Invasion etlicher abenteuernder Amerikaner<sup>6)</sup>, die auf Hawaii 15 Frauen und 7 Männer entführt hatten und auf den Marianen ein Versteck suchten, verlautet über ansässige Einwohner kein Wort. Wie so häufig in dergleichen Fällen brach unter den Vaganten, die anfangs auf Tinian gehaust hatten, ein Zwist aus. Blut floß, und nun endlich erfuhren die Spanier von den ungebeten Gästen, die der Gouverneur Don Alexandro de Pareño schleunigst aufheben und nach Guam transportieren ließ. Damit ward es still von unserer Insel, bis in den vierziger Jahren ein größerer Trupp von Karoliniern, die durch Sturmfluten aus der Heimat vertrieben waren, in Saipan eine Zufluchtsstätte vor der Wut des Meeres fand. Zuerst sollen sie in den Höhlen gelebt haben; dann bauten sie, wie Korvettenkapitän Sanchez y Sayas<sup>7)</sup> berichtet, das Dorf Garápan, worin er 1864 bereits 424 Karoliner und 9 Chamorro sah. Einer der letzteren war „Alkalde“, also Dorfschulze, während ein anderer als Lehrer amtierte. Die Leute hatten einige Felder und Gärten angelegt und hielten auch im Orte selber hinlänglich auf Ordnung und Reinlichkeit. Bei der Begrüßung der Fremden übten sie noch das Nasenreiben; in das „Händegeben konnten sie sich nicht gut finden“.

So „rückständig“ sind die heutigen Bewohner allerdings nicht mehr, obschon die Karoliner nach wie vor in Sprache, Kleidung und Sitten die heimischen Bräuche bewahrt haben. Sie gehen z. B. mit Vorliebe fast nackt umher, feiern ihre Tänze und Gesänge, ihren Totenkult und andere geheimnisvolle Weisen und sind wohl nur dem Namen nach Christen. Im übrigen gelten sie mit Recht als durchaus gehorsame, gutmütige Untertanen, die neben ihrer Muttersprache alle das Chamorro verstehen, ein Vorteil, der die Verwaltungsgeschäfte bedeutend erleichtert. Frühe Heiraten und reicher Kindersegens<sup>8)</sup> machen ein weiteres Kennzeichen dieser Leute aus, deren Zahl sich gegenwärtig in Saipan auf nahezu 700 Köpfe beläuft.

Die Chamorrobevölkerung oder richtiger die mischblütige Deszendenz der alten Chamorro bezieht sich für Saipan auf etwas über 1000 Personen. Die meisten sitzen in Garápan, in Tanápag dagegen nur einige 70, so daß dieses vorwiegend als karolinische Siedelung anzusehen ist. Die Denkschrift von 1901 beklagt es, daß beide Volkselemente gar keine Neigung zur Verschmelzung an den Tag legen, obwohl diese im Interesse der zwar geistig regsamen, aber körperlich minderwertigen Chamorro dringend zu wünschen wäre.

<sup>5)</sup> Die katholischen Missionen, Bd. 27 (1899), Augustheft, S. 246, woselbst ein längerer Aufsatz über die Marianen.

<sup>6)</sup> Chamisso, a. a. O., S. 323 und 324 und de Freycinet II, p. 223.

<sup>7)</sup> Globus, Bd. 10 (1866), S. 248.

<sup>8)</sup> Denkschriften über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete für das Jahr 1899/1900, Berlin 1901, S. 209.

Allein die letzteren dünken sich den nackten, unkultivierten Karoliniern gegenüber viel zu erhaben, um Ehen mit ihnen einzugehen. Statt dessen kommt es ab und an zu erbitterten Raufereien zwischen den feindlichen Nachbarn, wobei die Chamorro, wenn sie nicht gerade in der Überzahl sind, meist den kürzeren ziehen. Sollte sich die gegenseitige Abneigung durchaus nicht bekämpfen lassen, so würde es vielleicht geratener sein, in Zukunft eine Trennung beider Stämme (nach verschiedenen Inseln) ins Werk zu leiten.

Vorläufig hat Saipan an nennenswerten Niederlassungen nur Garápan und Tanápag. Im ersteren Orte stehen einige recht ansehnliche Steingebäude, z. B. die katholische Missionskirche, die ehemals spanische Kaserne, sowie die Wohnhäuser der seit Jahren wegen ihrer Handelsbeziehungen hier lebenden Japaner und Chinesen. Von den deutschen Neubauten reden wir später. Die farbige Bevölkerung begnügt sich dagegen überwiegend mit sog. „Chamorrohäuschen“, das sind kleine, viereckige Holzkonstruktionen, deren mattenbedeckter Fußboden etwa 70 cm über der Erde liegt, so daß unten beständig die Luft hindurchstreichen kann. Das Dach ist mit Pandanusblättern gedeckt. Im Innern unterscheidet man gewöhnlich nicht mehr als zwei Abteilungen, nämlich die Küche und das Wohn- und Schlafgemach. Über den einfachen Betten ist in der Regel ein Moskitonetz angebracht, da man auf den Marianen seit alters unter der Anophelesmücke zu leiden hat. Aber auch an Flöhen, Wanzen, Küchenschaben und sonstigem Ungeziefer ist kein Mangel. Nimmt man nun noch die ekelhafte Rattenplage hinzu, so wird es erklärlich, daß der Weiße den Aufenthalt in einem Chamorroquartier nicht gerade als Annehmlichkeit empfindet, besonders dann nicht, wenn er darin übernachten muß.

Dabei ist der Hausrat einer Chamorrofamilie oft gar nicht so ärmlich. Fast überall hat man eine Petroleumlampe und die billigen japanischen Streichhölzer. An den Wänden hängen Spiegel und bunte Schildereien. Die Küche birgt verschiedene Kochtöpfe, einen Mahlstein und den üblichen flachen Kessel zum Einsieden von Salz aus dem Meerwasser. Einige Fischnetze und Reusen, sowie etliche Ackergeräte vervollständigen das Inventar, desgleichen die große Urne zum Auffangen des Regens, da es an Brunnen gebricht. Die Frauen und Mädchen verstehen ihre Nähmaschine mit Handbetrieb recht geschickt zu benutzen. Da sie überaus eitel und putzsüchtig sind, so schneiden und ändern sie häufig an ihren Röcken und Blusen herum, um sich so stattlich wie möglich auszustaffieren. Natürlich lieben sie auch Schmucksachen, z. B. Ohrringe, Broschen, Nadeln, Armbänder usw., und recht oft entdeckt man in den Wohnungen truhenartige Kästen, die mit Kleidungsstücken und allerlei Tand angefüllt sind. Leider erstreckt sich die Putzsucht auch auf die Männer. Ohne ein gesteiftes weißes Plätthemde mit goldenem Knopf ist ein Chamorrostutzer gar nicht denkbar, ganz abgesehen von sonstigem Modekram.

Die Hauptzierde Garápan bildet heute das deutsche Bezirksamt. Es erhebt sich auf einer Anhöhe und wird dadurch den Schiffen schon weit hinaus sichtbar. Rings um das Haus geht eine 3½ m breite, von Steinsäulen getragene Veranda. An der Vorderseite ist eine Terrasse angelegt, von der man auf bequemer Straße bald zu der auf Eichenpfählen ruhenden Bootslandungsbrücke kommt. Hinten stößt an das Haus der etwa 25 ha große Versuchsgarten, der aus früheren Jahren zahlreiche Kokospalmen, Orangenbäume und einzelne Mangos enthält. Hier wurden bisher mehrere hundert Kaffee- und Kakao-samen und -pflänzlinge ausgesetzt, die sämtlich zu guten

Hoffnungen berechtigen. Den noch zarten Bäumchen dienen Rizinus und Bananen als Schattenspende. Bezirksamtman Fritz ließ ferner die durch Vermittlung der botanischen Zentralstelle aus Deutschland gesandten Sämereien an passenden Stellen in die Erde bringen, und endlich wurden einige Hektar mit Tabak, Zuckerrohr und Maniok bestellt. Auch Mais und Süßkartoffeln kamen zur Einsaat und lieferten befriedigende Erträge, die zwar hauptsächlich als Futter für das Geflügel und die mit vieler Mühe von Rota zum Zweck der Vermehrung eingeführten Axishirsche dienten; doch konnte daneben immerhin so viel verkauft werden, um die Produktionskosten zu decken.

Im Bezirksamt befindet sich auch die Postagentur für Saipan, wie überhaupt für die deutschen Marianen. Leider hatten diese bis Anfang 1903 noch keine direkte Verbindung weder mit einem der großen ostasiatischen Handelsplätze, noch mit dem Mutterlande oder mit irgend einer unserer Südseekolonien. Die Briefsendungen wurden nach Yokohama geleitet und gingen von dort acht- bis zehnmal jährlich mit japanischen Handelsschönern nach Saipan, bzw. zurück. Die Nachricht von dem Erdbeben im September 1902 hat beispielsweise fast zwei Monate gebraucht, ehe sie Berlin erreichte, und das mußte noch „schnell“ genannt werden. Mit dem Frühling vorigen Jahres trat hierin glücklicherweise ein Wandel zum Besseren ein, indem die Jaluitgesellschaft ihren vom Reiche subventionierten Post- und Passagierdampfer „Ozeana“ nunmehr auch über Saipan verkehren ließ. Das Schiff ging von Sydney, bzw. von Jaluit nach Kusaie, Ponapé, Ruk, Saipan, Yap und von dort nach Hongkong. Die Rückfahrt geschah in umgekehrter Ordnung, bis letzte Weihnachten eine schwere Havarie in dem Jaluit-Atoll den Reisen vorläufig ein Ziel setzte. Statt der außer Dienst gestellten „Ozeana“ ist zurzeit ein neuer, mehr als doppelt so großer und bedeutend besser eingerichteter Dampfer, die „Germania“, nach Deutsch-Mikronesien unterwegs, um die plötzlich unterbrochene Verbindung wiederherzustellen. Auch die Beförderung der Postpakete, Briefe und Drucksachen findet auf dieser Linie statt, kann aber auf Wunsch des Absenders noch über Yokohama erfolgen. Durch die neue Route ist die Reise nach Saipan bei richtigen Anschlüssen in Neapel und Hongkong auf rund 40 Tage abgekürzt worden.

Die Ein- und Ausschiffung geschieht bis auf weiteres direkt vor Garápan. Ehe die Lanlanbucht an der Ostküste hierfür in Frage kommt, wird wohl noch etliche Zeit vergehen, und dann besteht der Nachteil, daß die im Bau begriffene, 4 m breite Fahrstraße der Berge halber nicht quer durch die Insel gelegt werden kann, sondern gen Süden ausbiegen muß, also einen ziemlichen Umweg zu beschreiben hat. Die Straße wird ferner von Tanápág aus nach dem Norden und Nordosten Saipans geführt, um die fruchtbaren und besser befeuchteten Distrikte des Innern zu erschließen.

Aus Garápan bliebe uns des weiteren noch die Mission zu erwähnen, die hier, wie auf den übrigen Stationen des Archipels, von spanischen Augustinerrekolekten verwaltet wird. Es wäre wohl angezeigt, wenn man statt ihrer, wie es für die Kapuziner auf Yap bereits geschehen ist, deutsche Vertreter des Ordens herbeirief. Dem Unterricht der farbigen Jugend dienen einige Volksschulen, die bisher von eingeborenen Chamorrolehrern geleitet wurden. Zwei dieser Pädagogen wirken in der Hauptstadt, und einer ist in Tanápág angestellt. Vordergrund liegen die Erfolge ihrer Tätigkeit, wie die „Denkschrift“ von 1902 sehr schonend andeutet, allerdings „mehr in der Gewöhnung der Kinder an Ordnung und Pünktlichkeit, als in dem Inhalt des Unterrichts“, obgleich

sich dieser nur auf die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens erstreckt. In Ermangelung eines deutschen Lehrers hat daher Bezirksamtman Fritz längere Zeit selber in einer Klasse von 25 Kindern das schwierige Werk des Volkserziehers geübt und als Pestalozzi der Tat an den Kleinen mit voller Hingabe gearbeitet. Jetzt soll nun ein deutscher Lehrer nach Saipan abgesandt werden, und wir wünschen von Herzen, daß unsere Behörden den rechten Mann für diesen nicht gerade leichten Posten finden mögen.

Übrigens werden auf der Insel nicht bloß farbige, sondern künftighin auch weiße Kinder zu unterrichten sein, nämlich die Sprößlinge der ersten deutschen Kolonisten, die sich seit 1903 in diesem Teile unseres pazifischen Kolonialreiches angesiedelt haben. Der Pfadfinder ist ein Thüringer, Hermann Costenoble, der über Yokohama nach Saipan reiste und hier nach kurzem Aufenthalt in Garápan sich zur Anlage einer Pflanzung entschloß. Bei Talofof, kaum 4 km hinter Tanápág, schlug er am Ufer eines kräftigen Baches sein Zelt auf und erwarb für billiges Geld das erforderliche Land, nämlich 800 Morgen, die ihm vom Bezirksamte auf 99 Jahre in Erbpacht gegeben wurden. Für die beiden Anfangsjahre sind keinerlei Abgaben zu zahlen; danach tritt ein jährlicher Zins von 200 M. in Kraft. Kaum waren die nötigen Formalitäten erledigt, so ging Familie Costenoble an die Arbeit, um den Acker für die geplanten Kulturen zu klären. Der Bezirksamtman spendete Samen verschiedenster Art, darunter auch Kakao, der unverzüglich ausgesetzt wurde. An Stelle des Zeltes entstand bald mit Hilfe einiger Chamorroarbeiter ein festes Haus, vorläufig nur im dortigen Stile, so daß es, wie ein Brief der Frau Costenoble sagt, eher einer gedeckten Veranda gleicht, die schon über und über mit Schlingpflanzen berankt ist. Die Zwischenwände sind aus Kokosblättern geflochten. Den Hofraum umgeben die Hühner- und Schweineställe, in denen bereits reges Leben herrscht. Auch ein Rinderstall ist da, dessen Insassen die beste Weide, sei es in der Savanne, sei es im Walde, ganz in der Nähe haben.

Unter den Bäumen macht sich besonders die Faden-tanne oder Kasuarine bemerklich, deren Bestände auffallend an deutsche Kiefernschläge erinnern. Zur Freude der Ansiedler wird das Gehölz von zahlreichen Vögeln bewohnt, aus deren Schar einige sehr gute Sänger hervorstechen. Daneben hört man überall das Gurren der Tauben. Herr Costenoble erwähnt besonders eine ganz kleine grüne Art mit karminrotem Kippchen und orangefarbenem Brustfleck. Derselbe Brief spricht auch von dem verwilderten Rind- und Borstenvieh, von den Axishirschen, den Wald- und Scharrhühnern, den fliegenden Hunden und den Leguanen. Der Bach wird von Fischen und Krebsen belebt, die ebenso wie die Landkrabben eine schmackhafte und gesunde Speise abgeben. Ein kleines Nebenfließ, das in die Haupttrinne mündet, ist von den Ansiedlern der „Rhein“ getauft worden, da es einen hübschen Wasserfall besitzt und durch ein niedliches Becken, den „Bodensee“, strömt. Dieser Bergsee liegt „wunderschön in einem engen Felsental; ringsum neigen sich die Häupter der Palmen über ihn und spenden ihm Schatten, so daß es sich prachtvoll darin badet“. Er beherbergt außerdem vorzügliche Aale, von denen schon manche in den Kochtopf der Frau Costenoble gewandert sind.

Das Hauptgewicht bei allen Feldarbeiten haben unsere Landsleute von vornherein auf die Ausspflanzung von Kokospalmen gelegt, da diese bald heranwachsen und schon vom fünften, bzw. achten Jahre an stetig zunehmende Erträge abwerfen, die sich in Gestalt von

Kopra überall hin leicht und preiswert verkaufen lassen. Vorderhand liegt zwar das Koprage-schaft auf den Marianen fast ausschließlich in japanischen Händen, und demgemäß ist auch der Preis für die Tonne nur gering. Denn die gelben Spekulanten zahlen nicht mehr als 120 bis 140 M., gegen die 200 M. und mehr, welche an anderen Produktionsorten für die Tonne erzielt werden. Aber selbst bei so niedrigen Sätzen rentiert sich die Kokos-kultur noch immer sehr gut; auch darf man nicht vergessen, daß der Baum außerdem gar manches Gericht für die Küche zu liefern hat und obendrein verschiedene Nebenprodukte, wie Holz, Schalen und Bast, hergibt, die ebenfalls in Betracht kommen.

Die von Dr. Hans Blum in Rheinfeldern der Presse zugänglich gemachten Briefe unserer ersten Marianen-kolonisten beweisen in jeder Zeile, wie wohl sich diese braven Pioniere in der neuen Heimat fühlen und wie trefflich dieser bislang so wenig beachtete Archipel zur Aufnahme weiterer Ansiedler geeignet ist. Zunächst wird man hierfür die Hauptinsel Saipan ins Auge zu fassen haben, in späteren Jahren auch Tinian, Sarigan und die fruchtbare Ebene in der Mitte von Pagan, obschon das letztere durch zwei Vulkangruppen, die eine im Norden, die andere im Süden, mehr von Erdbeben bedroht ist als die von Kalkmassen überdeckten Glieder der mittäglichen Reihe.

Im Vorjahre, am 2. August, wurde dem Ehepaare Costenoble ein Söhnchen geboren, das zu Ehren seines Taufpaten, des Bezirksamtmanns Fritz, dessen Namen empfing. Mittlerweile sind auch die anderen solange bei Verwandten in Deutschland lebenden Kinder der Familie nach Saipan übergesiedelt, und ebendorthin gedachte schon vorher ein Freund des glücklichen Vaters seine Schritte zu lenken. Als vorsichtiger Mann holte er zunächst beim Auswärtigen Amte in Berlin die nötigen Auskünfte ein. Diese lauten indes so wenig ermutigend, daß er sich vorläufig von seinem Plane abschrecken ließ. Statt des neuen Kolonisten traf daher am 7. August 1903 zum Leidwesen des Herrn Costenoble nur ein Brief in Saipan ein, der jene merkwürdige Tatsache enthüllte, so daß wir unser lebhaftestes Bedauern nicht unterdrücken können, wenn auf Grund solcher Ratschläge der Zuzug deutscher Ansiedler nach den Marianen unterbunden würde!

Wie recht hat doch der verstorbene Gouverneur von Schele gehabt, als er immer wieder betonte: „Man sollte in die Kolonien Leute schicken, die schreiben können, damit sie über ihre Expeditionen Berichte an die Zeitungen senden. Denn wenn man in Deutschland nicht liest, wie es draußen aussieht, so ist es kein Wunder, daß sich der Glaube an Wüsteneien festsetzt!“

## Über die Herstellung von Seife in Togo.

Gewerbetreibende dürften in unseren tropischen Kolonien nicht leicht ihr Brot finden. Ein Handwerk aber dürfte in Togo auch für den Europäer goldenen Boden haben: die Seifensiederei.

Unter den Togonegern herrscht ein starkes Bedürfnis nach Seife. Vielleicht läßt sich daraus ein erfreulicher Schluß auf die Höhe der Kulturstufe ziehen, auf der die Bewohner unseres nächstgelegenen Schutzgebietes stehen. Togo führt alljährlich für mehr als 50 000 M. „Seife und Parfümerien“ ein. Sehr groß ist aber auch die Menge der im Lande selbst hergestellten Seife. Diese Herstellung geschieht auf recht primitive Weise, die Seife ist daher auch nicht besonders gut und keineswegs wohlriechend. Aber Hunderte von Lasten einheimischer Seife werden viele Tagereisen weit verhandelt; würde die Seifenfabrikation in europäischen Betrieb genommen, so könnte sie meines Erachtens ein gut Stück Geld abwerfen.

Nicht alle Landschaften Togos kennen die Herstellung von Seife. Ganz unbekannt ist Seife z. B. noch bei den zu beiden Seiten des zehnten Grades nördl. Br. sitzenden Stämmen des Trans-Kara-Gebietes. Aus dem Tschautyolande scheint die beste Seife zu kommen; denn diese wird bis Lome, d. h. also 350 km weit, verhandelt. Dort sieht man zu allen Jahreszeiten Kotokoliweiber auf dem Markt sitzen, die in Stücke zerschnittene Seife von Tschautyo verkaufen. Diese Seife tritt dort in Wettbewerb mit der aus der Lagunengegend eingeführten, die besonders den Lome-Markt versorgt.

In Tschautyo ist es vor anderen Gegenden das Gebirgsland nördlich und nordöstlich von Sokodé, das Seife produziert, denn dort kommt die Ölpalme, die nicht überall reichlich zu finden ist, in größerer Menge vor. Und das Vorkommen der Ölpalme (*Elaeis guineensis*) oder eines anderen Fett liefernden Baumes ist Vorbedingung für die Seifenerzeugung.

In allen Gebieten Togos, in denen Seife hergestellt wird, ist diese Herstellung Weiberarbeit. Das Weib sammelt das Holz, dessen Asche die zur Seifenfabrikation

nötige Lauge gibt, das Weib bereitet das Fett dazu, das Weib kocht die Seife und formt sie. Den Weibern fällt auch der Erlös der verkauften Seife zu.

Nicht jedes Holz liefert eine sich eignende Asche. In Tschautyo holt man dazu gewöhnlich frisches Holz vom Kongulubaum oder auch von der *Parkia africana* oder von dem Taurebaum. Am meisten beliebt dazu ist aber hier wie in allen anderen Gegenden, in denen er vorkommt, der Kongulubaum.

Frische Späne des Holzes werden auf dem gereinigten Erdboden drei Tage lang gebrannt, bis sie ganz zu Asche werden. Diese Asche wird dann in einen Topf getan, in dessen — nach Art einheimischer Töpfe nicht plattem, sondern gewölbtem — Boden sich ein Loch befindet. Dieses Loch ist durch darüber gelegte Rohrstrünke siebartig verschlossen. Es wird nun Wasser auf die Asche gegossen, welches ganz langsam durchsickert und mittels eines schräg gestellten Mahlsteines aufgefangen wird, so daß es in einen Topf fließt. Dieses Wasser wird dann mit Palmkernöl zusammen gekocht, dabei wird umgerührt, bis ein zäher Brei entsteht.

Heiß kommt dieser Brei dann in die Form, d. h. er wird in zwei gleich große Eßschüsseln gepreßt, so daß er nach Erkalting und Verhärtung eine Kugel von der Größe einer mäßigen Kegelkugel bildet.

Das zu dieser Art der Seifenfabrikation benötigte Palmkernöl wird gewonnen, indem man die entschalteten Palmkerne röstet, hierauf in dem aus dem Holz der *Parkia africana* gefertigten großen Mörser stampft, sie dann auf dem Mahlstein zu Mehl zerreibt und dieses aufs Feuer setzt. Das Öl schwitzt dann heraus.

In der Landschaft Adele macht man die Seife in derselben Weise; auch dort ist der in der Kotokolisprache Kongulu benannte Baum, den die Adeleleute Dipparpa nennen, zum Liefern der Asche bevorzugt. Doch ist das Adelevolk allmählich durch den Gummihandel so faul zu anderer Arbeit geworden, daß dort heute nur noch wenig Seife fabriziert wird. Meistens kauft man jetzt